

600 31 7 +

# Künstliche Paradiese Virtuelle Realitäten

Künstliche Räume in Literatur-,  
Sozial- und Naturwissenschaften

Herausgegeben von  
Holger Krapp und Thomas Wägenbaur

HA 830.029

Universität Tübingen  
NEUPHIL. FAKULTÄT  
BIBLIOTHEK

Wilhelm Fink Verlag

442/97 G

Gedruckt mit Hilfe der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung  
für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Künstliche Paradiese, virtuelle Realitäten:** künstliche Räume  
in Literatur-, Sozial- und Naturwissenschaften /  
hrsg. von Holger Krapp und Thomas Wägenbauer. –  
München: Fink, 1997  
ISBN 3-7705-3253-8

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der  
Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner  
Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf  
Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG  
ausdrücklich gestatten.

ISBN 3-7705-3253-8  
© 1997 Wilhelm Fink Verlag, München  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH, Paderborn

## Inhalt

HOLGER KRAPP THOMAS WÄGENBAUR Einleitung . . . . .	7
I <i>Philosophie</i>	
DIRK VAHINGER Virtualität und Realität – Die Fiktionalisierung der Wirklichkeit und die unendliche Information . . . . .	19
II <i>Literatur, Psychologie und Kunst</i>	
JOACHIM KNAPE Fiktionalität und Faktizität als Erkenntnisproblem am Beispiel spätmittelalterlicher Reiseerzählungen . . . . .	47
MARKUS HEILMANN »Wirkliche« und »künstliche« Refugien am Ende der Aufklärung Literarische Entwürfe in Autobiographie und Märchenovelle . . . . .	63
KURT KLOOCKE Italo Calvino, <i>Le città invisibili</i> oder das Erzählen imaginärer Räume als Inszenierung von Erkenntnis . . . . .	89
OLIVER SCHEIDING WYSIWYG-Epistemologie: Tech-Lit und radikaler Konstruktivismus in William Gibsons Cyberspace-Trilogie <i>Neuromancer</i> , <i>Count Zero</i> und <i>Mona Lisa Overdrive</i> . . . . .	99
GEORG BRAUNGART Die imaginären Räume des Leibes: Traumtheorien vor Freud . . . . .	119
STEPHAN BERG »Als die Bilder fliegen lernten« Die Kunst auf ihrem Weg in die virtuelle Realität . . . . .	137

## Fiktionalität und Faktizität als Erkenntnisproblem am Beispiel spätmittelalterlicher Reiseerzählungen

Die Frage, mit der ich mich beschäftigen will, berührt einen Kernpunkt des Themas »Künstliche Welten« und ist gedacht als nicht gerade originelle Hinführung zum Problemfeld dieser Vorlesungsreihe. Meine Frage lautet: Wie ist es eigentlich, wenn jemand mit der Darstellung einer fremden Welt konfrontiert wird, und er entscheiden will oder muß, ob diese Darstellung fiktional ist oder nicht?

### *1. Semiotische und kommunikationstheoretische Ausgangsüberlegungen*

Ich gehe bei meinen Überlegungen von einigen wenigen kommunikationstheoretischen und semiotischen, d. h. zeichentheoretischen Bedingungen aus. Die erste ist: Wir Menschen verständigen uns mittels Zeichen. Und die zweite: Wir können die Welt dieser Zeichen analytisch vom Rest der Welt trennen. Wir können also die Ebene der Zeichen von der Ebene der sonstigen Realitäten, der Referenzebene, unterscheiden.

Wenn wir mittels Texten Informationen über irgendwelche Realitäten der Welt austauschen, gehen wir im Kommunikationsprozeß davon aus, daß die gewählten Zeichen – und im folgenden soll von sprachlichen Zeichen die Rede sein – referenzialisieren. Damit ist gemeint, daß wir erwarten, daß die Zeichen, resp. Texte, auf sprachübliche Weise auf Sachverhalte der Referenz- oder Realitätsebene verweisen. Wir erwarten realitätsrelevante Informationen, wir erwarten Faktizität.

Wir erwarten zunächst nicht, daß die Zeichen nur semantisieren, also nur die von uns erlernten oder erschließbaren Wortbedeutungen abrufen und auf nichts jenseits der Zeichenebene verweisen. Wir erwarten zunächst also nicht reine Fiktionalität.

Diese auf den ersten Blick so klare Unterscheidung von Realismus bzw. Faktizität und Fiktionalität wird inzwischen keineswegs mehr so eindeutig akzeptiert. Roland Barthes spricht geradezu vom »Trugschluß der Referentialität«<sup>1</sup> und Hayden White faßt die skeptische Position der Dekonstruktion mit den Worten zusammen:

Neuere Diskurstheorien hingegen heben die Unterscheidung zwischen realistischen und fiktionalen Diskursen, die sich auf die Annahme eines ontologischen Unterschieds zwischen ihren jeweils realen beziehungsweise imaginären Referenten stützt, auf und betonen statt dessen ihre Gemeinsamkeiten. Als semiolo-

gische Apparate nämlich produzierten realistische und fiktionale Diskurse dadurch Bedeutung, daß sie Signifikate (konzeptuelle Inhalte) systematisch mittels außerdiskursiver Entitäten, die als Referenten fungieren, ersetzen. In diesen semiologischen Diskurstheorien erweist sich die Erzählung als ein besonders effektives System der diskursiven Sinnproduktion, mit dessen Hilfe dem Individuum nahegelegt wird, eine spezifisch »imaginäre Beziehung zu seinen realen Daseinsbedingungen« einzugehen, das heißt, eine nicht reale, aber sinnvolle Beziehung zu den sozialen Formationen, innerhalb derer es sein Leben zu leben und sein Schicksal als soziales Subjekt zu erkennen verpflichtet ist.<sup>2</sup>

Diese Bemerkungen geben Anlaß zu einer Präzisierung: Die Unterscheidung von Faktizität und Fiktionalität mag, wie Hayden White zu Recht bemerkt, philosophisch-ontologisch problematisch sein, sie ist es aber nicht praktisch-pragmatisch. Die Frage, ob man einem narrativen Text Faktizität zuschreibt, kann nämlich weitreichende soziale und wirtschaftliche Konsequenzen haben. Ich erinnere an die finanziell aufwendigen Versuche der portugiesischen Krone, im 15. Jahrhundert das in den Quellen immer wieder beschriebene Reich des Priesterkönigs Johannes zu finden,<sup>3</sup> oder die anderen teuren, von narrativen Quellen beeinflussten Expeditionen, für die stellvertretend der Name des Kolumbus stehen kann.

Zu präzisieren sind auch die Bereiche, auf die sich Faktizität bezieht. Das kann eben zum einen die außerhalb der Zeichensysteme liegende materielle Welt sein; dann sollte man von Sach-Faktizität sprechen. Das kann sich aber auch auf nur Geistiges, z. B. die bei White genannte »Sinnproduktion« beziehen, kognitive Konstrukte also, die man (zu Recht oder zu Unrecht) als real gegeben ansieht; in dem Fall sollte man von Konzept-Faktizität sprechen.<sup>4</sup> Dichter können demzufolge mit sachfiktionalen Mitteln durchaus konzeptfaktische Sachverhalte zu entwerfen suchen.<sup>5</sup>

Ausgehend von dem hier erörterten pragmatischen Ansatz kann man sagen: Erfolgreiche Kommunikation, die zu erfolgreichem Handeln, zu erfolgreicher Interaktion zwischen den Menschen führt, wäre ohne die aus langer Kommunikationserfahrung gewonnene Erwartung, daß Menschen bei Erlebnisberichten normalerweise von Fakten erzählen, d. h. referenzialisieren, nicht möglich.<sup>6</sup> Die sozial und ethisch einklagbare Unterscheidung von Wahrheit und Lüge, im Sinne der zweiten Griceschen Konversationsmaxime, basiert hierauf.

Alle Menschen lernen in ihrem Leben, daß die genannte kommunikative Grundbedingung in bestimmten Fällen suspendiert wird. Das trifft für den sozial negativen und moralisch verwerflichen Fall der Lüge zu, bei dem man bewußt verheimlicht, daß man beim Gebrauch der Zeichen nicht in der üblichen Weise referenzialisiert.

Das trifft aber auch auf alle Fälle der Schaffung künstlicher Welten zu, um die sich die Künste seit alters bemühen. Aristoteles etwa hatte zu Beginn des 9. Kapitels seiner *Poetik* den Dichtern die Aufgabe zugeschrieben

mitzuteilen, »was geschehen könnte, d. h. das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche« darzustellen. Darstellungen solcher Art fallen nicht ohne weiteres unter das Lügen-Verdikt, weil ihnen, wie die im Mittelalter verbreitete und auf Augustinus zurückgeführte Sicht betont, die Täuschungsabsicht (»intentio fallendi«) fehle.<sup>7</sup> Dem Zeichengebrauch in künstlicher Absicht wird Spielcharakter zugeschrieben. Ich erinnere an Freuds Diktum: »Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt erschafft oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm gefällige Ordnung versetzt.«<sup>8</sup>

Das Erzählen eröffnet verschiedene kommunikative Möglichkeiten und die »Tatsache, daß die Erzählung eine »historischen« wie »nichthistorischen« Kulturen gemeinsame Diskursform ist und im mythischen wie im fiktionalen Diskurs überwiegt, macht sie als Form des Sprechens über »reale« Ereignisse verdächtig.«<sup>9</sup>

Die alte und heute immer wichtiger werdende Frage lautet dabei aber, wie sich über den Spielcharakter entscheiden läßt, wie ich erkenne, ob Faktizität oder Fiktionalität vorliegt, und ob mich der Text zu realistischem Handeln anleiten kann, oder in die Irre führt.

## 2. Vier Textbeispiele

Machen wir ein Gedankenexperiment. Als Mediävist möchte ich Sie bitten, mir ins Spätmittelalter zu folgen und zu prüfen, wie es bei Texten dieser Zeit gelingt, die Referenzialitätsfrage zu entscheiden. Ich stelle Ihnen im folgenden Zitate aus vier Texten der Zeit zwischen 1300 und 1560 vor. Es handelt sich um Reiseberichte, in denen von erlebter Wirklichkeit gesprochen wird. Nur einer der Texte wird heute von der Forschung als faktischer Reisebericht eingestuft, die andern drei sind fiktiv. Ich zitiere die Texte in neuhochdeutscher Übersetzung in der Reihenfolge ihrer Entstehung und beginne mit dem ältesten.

Entscheiden Sie selbst, welcher Text nicht-fiktional ist.

1. Der erste Reisende erzählt folgendes von einem besuchten Land:

Das Land ist mit vier starken Tauen um des Friedens willen am Himmel festgebunden, so daß ihm niemand Schaden zufügen kann. Die Häuser sind mit Kuchen gedeckt und mit Würsten umzäunt. Wer da Durst bekommt, den zäumt man mit einem Seil auf und reitet ihn gegen seinen Willen ins wilde Meer hinab. Da trinkt er dann, daß ihm danach niemals mehr dürsten kann.

[...]

Das Land heißt Kurrelmüre. Ernähren kann man sich dort herrlich, die Gans läuft dort gebraten herum und trägt vorsorglich das Messer im Schnabel, den

Pfeffer im Nabel. Und so bekömmlich ist dort das Essen, weil einem die Schwalben gebraten in den Mund fliegen, daß weder Russen noch Kumanen so reiche Beute machen. [...].<sup>10</sup>

## 2. Der zweite Reisende berichtet:

Das Kaiserreich Trapezunt ist ein kleines, gut verschlossenes Land mit fruchtbaren Weinbergen, das am Schwarzen Meer unweit der Stadt Kiresun liegt.

In einem einsamen Gebirge dort befindet sich ein Schloß, die Sperberburg genannt, darin wohnt eine schöne Jungfrau mit ihrem Sperber. Wer zu dieser Burg gelangt und drei Tage und drei Nächte davor wacht und sich des Schlafes erwehrt, dem läßt die Jungfrau zuteil werden, wonach ihm das Herz fleht – es darf aber nur ein ehrbarer Wunsch sein, den er anbringt. Hat einer das Gebot des Wachens erfüllt, geht er durch das Tor hinein in den prächtigen Palast. Hier findet er den Sperber auf der Stange, und sobald der Vogel den Mann erblickt, beginnt er laut zu schreien. Da kommt aus ihrer Kammer die Jungfrau, begrüßt den Gast und spricht: »Wohlan, du hast mir drei Tage und drei Nächte geopfert. Was du nun in ehrbarer Gesinnung von den Dingen dieser Welt begehrt, das sei dir gewährt!« Und dem Wünschenden wird alsbald sein Anliegen zugestanden. Aber wenn er Sachen verlangt, die der Hoffart, Unkeuschheit oder Habgier dienen, verflucht die Jungfrau ihn und sein ganzes Geschlecht, daß sie auf immer ehrlos bleiben sollen.<sup>11</sup> – Zu der Zeit, als ich und meine Gesellen in der Gegend waren, baten wir einen, der dort wohnte, er möge uns zur Sperberburg geleiten, und gaben ihm Geld dafür. Wir fanden die Stelle, und einer meiner Gefährten entschloß sich, das Wachen zu versuchen. Doch unser Führer riet ihm ab und sagte, wenn es ihm nicht gelinge, sei er verloren und niemand werde je erkunden können, wo er dann hingeraten. Der Ort war so dicht verwachsen, daß man sich kaum zu nähern vermochte. Übrigens verbieten die griechischen Priester, dorthin zu gehen, weil sie meinen, hier sei nicht Gott, sondern der Teufel im Spiele. So kehrten wir wieder um und zogen nach der Stadt Kiresun.

Zum Kaiserreich Trapezunt gehört auch das von Griechen bewohnte Land Lasistan oder Kolchos, wo es sehr fruchtbar ist und besonders die Weinreben üppig gedeihen.<sup>12</sup>

## 3. Den dritten Reisebericht mit einer Beschreibung der Stadt Amaurotum hat ein humanistischer Gelehrter aufgeschrieben:

Amaurotum also liegt an einer sanften Berglehne, auf beinahe quadratischem Grundriß. Denn in voller Breite beginnt sie kurz unterhalb des Hügelkammes und erreicht nach zwei Meilen den Fluß Anydrus, am Ufer entlang ein wenig länger hingestreckt.

Der Anydrus entspringt achtzig Meilen oberhalb von Amaurotum aus unbedeutender Quelle, verstärkt sich aber dann durch den Zufluß anderer Wasserläufe, darunter zweier mittelgroßer Nebenflüsse, und erreicht oberhalb der Stadt eine Breite von einer halben Meile; bald darauf nimmt er noch zu und

ergießt sich nach weiteren sechzig Meilen in den Ozean. Auf dieser ganzen Strecke zwischen der Stadt und dem Meere, und sogar noch wenige Meilen oberhalb der Stadt macht sich der sechsstündige Wechsel von Flut und Ebbe in der Strömung des Flusses bemerkbar. Wenn die Seeflut dreißig Meilen tief eindringt, füllt sie das ganze Bett des Anydrus mit ihren Wellen und drängt den Fluß zurück. Sie durchsetzt dann sein Wasser noch ein ganzes Stück weiter hinauf mit ihrem Salzgeschmack; von da ab wird allmählich das Flußwasser wieder süß, durchströmt klar die Stadt und drängt bei Ebbe wiederum rein und unvermischt fast bis zur Mündung nach.

Die Stadt ist mit dem gegenüberliegenden Ufer nicht durch hölzerne Pfeiler und Balken, sondern durch eine herrlich gewölbte Steinbrücke verbunden, und zwar auf der Seite, die vom Meere am weitesten abliegt, damit die Schiffe die ganze Stadt entlang ungehindert vorüberfahren können. Sie haben übrigens dort noch einen anderen Fluß [...]. Oberlauf und Quelle dieses Flusses haben die Amaurotaner, weil er etwas außerhalb der Stadt entspringt, mit Befestigungen umgeben und mit der Stadt verbunden, damit das Wasser nicht im Falle des Einbruches einer feindlichen Macht abgeschnitten und abgelenkt oder verdorben werden kann. Von da wird das Wasser in gemauerten Backsteinkanälen in verschiedenen Richtungen zu den unteren Stadtteilen geleitet. Nur wo das aus örtlichen Gründen nicht möglich ist, wird das Regenwasser in geräumigen Zisternen gesammelt und leistet denselben Dienst.

Eine hohe und breite Mauer umgibt die Stadt, mit zahlreichen Türmen und Bollwerken. [...] Die Anlage der Straßen nimmt ebenso auf das Verkehrsbedürfnis wie auf den Windschutz Rücksicht. Die Gebäude sind keineswegs unansehnlich; man übersieht ihre lange und durch den ganzen Straßenzug zusammenhängende Reihe, wenn man der Frontseite der Häuser gegenübersteht. Zwischen diesen Häuserfronten läuft ein zwanzig Fuß breiter Fahrweg. An die hinteren Gebäudeteile schließt sich ein breiter, den ganzen Häuserblock entlang sich hinziehender Garten, eingezäunt von der Rückseite anderer Häuserreihen. Es gibt kein Haus, das nicht außer dem Eingang von der Straße her noch eine Hinterpforte zum Garten hätte. Die Türen sind zweiflügelig, durch einen leisen Druck der Hand zu öffnen, schließen sich dann von selber wieder und lassen so jeden hinein: so weit geht die Beseitigung des Privateigentums! Denn selbst die Häuser tauschen sie alle zehn Jahre um, und zwar nach dem Lose. [...] Heutzutage ist jedes Haus dreistöckig und höchst ansehnlich gebaut, die Außenseite der Wände aus Basalt oder sonstigem harten oder gebrannten Steinmaterial, das inwendig mit Schutt oder Mörtel ausgefüllt wird. Die Dächer sind flach angelegt und werden mit einer gewissen Stuckmasse belegt, die nicht viel kostet, aber so zubereitet ist, daß sie kein Feuer fängt und noch mehr Wetterfestigkeit besitzt als Blei. Vor dem Wind schützen sie die Fenster durch Glas [...].<sup>13</sup>

## 4. In dem vierten Reisebericht ist zunächst ebenfalls von einem Wasserlauf die Rede. Es heißt da:

Ich zog weiter und kam an einen großen, mächtigen, schrecklichen, tiefen und schiffreichen Bach. Da war kein Wasser drin und es fuhren drei beladene

Schiffe darauf, das eine hatte keinen Boden, das andere hatte keine Wände, das dritte war nicht da. Ich überlegte, wie ich es anstellte, über das Wasser zu kommen, setzte mich daraufhin in das Schiff, das nicht da war und fuhr hinüber. Da fand ich einen übergroßen, dicken, geschmeidigen, kleinen Eichbaum. Da hinein waren Bienen geflogen. Ich glaubte dort Honig zu finden und schlüpfte durch dasselbe Loch in den Baum hinein. Die Bienen erschrecken, flogen hinaus und zerstachen mir so die Augen, daß mir mein Hinterkopf krumm wie eine Sichel wurde. Als ich, wie sie, auch wieder hinaus wollte, war mir das Loch viel zu klein geworden und ich konnte nicht mehr aus dem Baum kommen. Ich war zornig, lief sofort heim, holte eine Axt, hieb den Baum ab und schlüpfte dann unten durch die Wurzel heraus.<sup>14</sup>

### 3. Wahrheits- oder Faktizitätsprüfung

Soweit die vier Zitate, in denen Ich-Erzähler von Reisen in fremde Länder und Welten berichten.

Man hatte im Spätmittelalter große Schwierigkeiten bei Texten dieser Art, die zwei möglichen Arten des Sprachverhaltens zu unterscheiden. Einerseits das faktische Sprachverhalten, bei dem der Rezipient unterstellen kann, daß das im Text selbst in Erscheinung tretende Erzähler-Ich reale oder als real geglaubte Wirklichkeit vermitteln will, daß es mithin sachlich referenzialisiert. Andererseits das fiktionale Sprachverhalten, bei dem die Mitteilung einer künstlichen, imaginierten Wirklichkeit, also bloße Semantisierung zu erwarten ist.

Im Prinzip war man damals zur Bestimmung des Faktizitäts-Status auf dasselbe zweigestufte Wahrheits- oder Faktizitätsprüfungsverfahren angewiesen, also ein Falsifikationsverfahren, das nach den abendländischen Wahrnehmungs- und Erkenntnisnormen auch heute noch gilt.

#### 3.1 Die Möglichkeitsprobe

Ich erläutere dieses Prüfungsverfahren:

Die erste Stufe des Verfahrens besteht aus der Möglichkeitsprobe. Der Rezipient fragt sich, ob der Text, ob die auf der Zeichenebene generierte Wirklichkeit, mit seinem Weltwissen in Einklang zu bringen ist. Er konzentriert sich dabei analytisch auf zwei Aspekte:

- a) die Elemente der Wirklichkeit, sozusagen ihre Bausteine, und
- b) die wirklichkeitsregulierenden- oder organisierenden Axiomaten.

Wie sind unsere vier Zitate in dieser Hinsicht zu beurteilen?

Was die materiellen Wirklichkeitsbestandteile angeht, so weist keiner der Textausschnitte Ungewöhnliches auf. Es kommen keine unbekanntes Wesen vom Mars oder ähnliches vor. Wäre von Drachen oder einäugigen Zyklopen die Rede, hätte das Mittelalter ebenfalls weniger Probleme als wir ge-

habt. Sie gehörten zum akzeptierten materiellen Universum. Wir allerdings würden in dem Fall heute sofort Fiktionalität unterstellen. Unser Weltwissen läßt Drachen nicht zu. Bedenken konnte im Mittelalter bei der zitierten Stadtbeschreibung aufkommen, denn

Amurotum ist das genaue Gegenteil der historisch gewachsenen spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Städte mit ihren engen, verwinkelten Gassen, den dicht aneinandergebauten, ständig brandgefährdeten Fachwerkhäusern, dem Schmutz, den Krankheiten, den Epidemien.<sup>15</sup>

Mit Blick auf die wirklichkeitsregulierenden Axiomaten (Regeln, Normen und Gesetze) werden die Bedenken insgesamt stärker. Hier geraten der schlaraffenländische Text und der Text mit dem Mann im Baumstamm stark in Zweifel. Im ersten Text bestehen Häuser aus üblicherweise leicht verderblichen Lebensmitteln, Schwalben fliegen gebraten in den Mund. Im Baumstammtext wird u. a. von Bilokation berichtet, d. h. das Ich befindet sich an zwei Stellen zugleich, nämlich im Baumstamm und zugleich außerhalb auf dem Weg zu einer Axt. Das alles widerspricht der Axiomatik der bekannten physikalischen Welt.

Für die meisten heutigen Rezipienten ist der Fall klar: das ist fiktiv, weil das nicht möglich ist. Die mittelalterlichen Rezipienten könnten bei allem gewiß vorhandenen Zweifel doch eine Einschränkung gemacht haben: das Wunder, das Außerkräftsetzen der Naturgesetze, ist nicht zuletzt aus theologischen Gründen prinzipiell möglich.<sup>16</sup> Und auch das Paradies, in dem es gewiß wunderbar zugehen muß, ist nach der kognitiven Landkarte (»mental map«) des Mittelalters, wie sie etwa die Ebstorfer Weltkarte repräsentiert, irdisch situiert.<sup>17</sup>

Dementsprechend unproblematisch ist die wunscherfüllende Jungfrau auf der Sperberburg im zweiten Text. Der dritte Text, mit der Stadtbeschreibung, besteht die Möglichkeitsprobe wohl nach heutiger Sicht am besten. Allerdings könnte es hier Zweifel hinsichtlich der sozialen Axiomatik geben, denn die Erwähnung von ständigem Häusertausch und Verzicht auf jeden Privatbesitz verstößt damals wie heute gegen die faktischen Normen. Wenn man allerdings an den biblischen Urkommunismus der Apostelgeschichte denkt (im Mittelalter zweifelsfreier Möglichkeitsparameter) und an moderne Sozialismusexperimente, entschärfen sich die Bedenken wieder.

Der Baumstammtext wird als im höchsten Maße fiktiv einzustufen sein, weil in ihm nicht nur die Axiomatik der physikalischen Welt, sondern auch die der Logik außer Kraft gesetzt ist. Ein Schiff wird als vorhanden erwähnt und zugleich als nicht vorhanden. Nach dem logischen Satz vom Widerspruch ist das nicht möglich, und folglich liegt hier auch nach mittelalterlichem Verständnis ein massives Fiktionalitäts- oder Irrealitätssignal vor.<sup>18</sup> Denn nach dem biblischen Buch der Weisheit lag der Welt ein vernünftiges Gesetz zugrunde: »omnia in mensura et numero et pondere dispo-

suisti« / »Alles hast Du nach Maß und Zahl und Gewicht geordnet« (Sap 11, 21).

Als Fiktionalitätssignale sah man ansonsten auch in der älteren Zeit formale Elemente wie Reim, Metrum, starke Metaphorik und sonstige dichterische und rhetorische Mittel an. Solche Textsignale waren aber doppeldeutig, da sich z. B. eben auch für faktisch zweifelsfrei »wahr« gehaltene Bildichtung solcher Mittel bediente. Prosa erweckt dagegen den Anschein, als wolle sie alle diese Mittel zugunsten faktentreuer Aussage in quasi natürlicher Sprechweise vermeiden. Gerade das aber macht sie für den Fiktionsaufbau besonders interessant. Noch Karl May hat bekanntlich die entsprechende Ungewißheit auf Seiten der Rezipienten für sich ausgenutzt, indem er sie lange Zeit im Glauben ließ, seine Erzählungen seien authentische Reise- und Erlebnisberichte. Neuzzeitliche Autoren von erzählender Prosa markieren ihre Texte inzwischen gewöhnlich mit Gattungsetiketten wie »Roman«, »Novelle«, »Biographie«, »Reisebericht« usw. als hermeneutischen Schlüssel.

Zu diesem Thema ließe sich noch viel sagen. Hier sei nur noch auf einen Aspekt hingewiesen: erfahrene Rezipienten von Dichtung kalkulieren die Eigenart bestimmter literarischer Verfahren ein. Bei dem ganzen Text mit der Stadtbeschreibung könnte der Hinweis »Satire« (etwa bei Identifizierung der diversen Ironiesignale)<sup>19</sup> dazu führen, doch Sachreferenzialität, nämlich eine mittels satirischer Umkehrung erreichte raffiniert verschlüsselte Beschreibung tatsächlicher englischer Verhältnisse zu erkennen. Bei dem Sperberburg-Text könnte der Leser in der wunscherfüllenden Jungfrau mit Sperber ein Motiv aus dem Arthusroman erkennen. Dann ließe sich fragen, ob nicht wenigstens eine Konzeptreferenzialität vorliegt, d. h. daß mittels dichterischer Allegorese zumindest eine reale geistig-ideelle Realität, etwa ein Tugendkonzept, dargestellt ist.<sup>20</sup>

Alles in allem ergibt die Möglichkeitsprobe bei unseren vier Texten eine Abstufung. Die Stadtbeschreibung und der Baumstamtext stehen im größten Gegensatz. Gemessen an den Möglichkeiten der Erfahrungswelt ist der Mann im Baumstamm am unmöglichsten. Sein Autor ist bestrebt, und eine Analyse des gesamten Textes bestätigt dies, alles so unmöglich wie möglich zu machen. Und er legt dies auch offen. Unschwer läßt sich als Prinzip die systematische Gestaltung einer verkehrten Welt erkennen. Der Rezipient wird dem Text folglich aufgrund der Möglichkeitsprobe erstgradige Fiktionalität zusprechen.

Bei der Stadt ist das anders. Der Autor war bestrebt, alles so möglich wie möglich zu machen. Wenn dieser Text fiktiv ist, dann ist er das in einem anderen Grad, oder, sagen wir, auf eine ganz andere Weise als der kontrastierende vierte Text.

### 3.2 Die Beglaubigungsprobe

Wer den Text mit der Stadtbeschreibung ganz liest, wird allerdings feststellen, daß nicht nur alles so möglich wie möglich dargestellt ist, sondern daß darüber hinaus als Prinzip die systematische Gestaltung einer besseren Welt herrscht. Pessimisten und Skeptiker könnten da angesichts der realen Welt Zweifel anmelden und fragen, ob nicht auch hier die oben erwähnten mimetischen Täuschungsmöglichkeiten ausgenutzt wurden.

Die zweite Stufe des Faktizitätsprüfungsverfahrens ist mithin auch in diesem Fall unumgänglich. Ich nenne sie die Beglaubigungsprobe. War die Möglichkeitsprobe ganz auf den Text konzentriert, so bezieht die Beglaubigungsprobe nun die gesamte Pragmatik ein, sucht auf dem Wege der Information über den Gesamtkontext weitere Klarheit zu bekommen.

Die erste Nachfrage gilt dabei dem textuellen Umfeld. Gibt es Paratexte, also direkte Begleittexte wie Vorwörter usw., oder auf das Werk bezogene Sekundärtexte (Genette spricht hier von Epitexten),<sup>21</sup> also Briefe und andere Zeugnisse mit Hinweisen zur Faktizitätsfrage?

In diesem Punkt ist einzig der Text mit der Stadtbeschreibung ergiebig. Er hat zahlreiche Beigaben in den ersten Drucken von 1516 und 1518, wie man sie zu dieser Zeit als Beglaubigungstestate häufig findet.

So stellt der Herausgeber dem Text der Erzählungen seines Gewährsmanns Raphael unter anderem auch einen Brief an den Antwerpener Humanisten Peter Aegidius voran. Darin entschuldigt er sich für die verspätete Veröffentlichung. Dies sei umso tadelnswerter,

als Du ja wußtest, daß ich in diesem Werke der Mühe des Erfindens überhoben war und auch über die Einteilung gar nicht nachzudenken, vielmehr bloß das wiederzugeben brauchte, was ich mit Dir zusammen gerade so den Raphael hatte erzählen hören. Ich brauchte mir deshalb auch mit dem Stilistischen nicht viel Mühe zu geben; denn seine Redeweise konnte ja gar nicht wohlgefeilt sein, einmal weil er unvorbereitet und aus dem Stegreif sprach, dann aber, weil er - Du weißt ja - mehr im Griechischen als im Lateinischen zu Hause ist.<sup>22</sup>

Hier wird die Authentizität des Berichts betont, nichts sei stilisiert, sondern alles berichterstatte-authentisch protokolliert. Dann erörtert der Herausgeber die Frage, ob alle Fakten, die er zu berichten gedenkt, auch wirklich Fakten sind. Das geht bis in die Details von Maßangaben. Zweifel hat ein Zeuge geweckt, der auch bei der Erzählung anwesend war:

Zwar hege ich in diesem Punkte einiges Zutrauen zu mir selber (ich wollte, mir stünden Geist oder Gelehrsamkeit ebenso zur Verfügung wie mein im ganzen recht zuverlässiges Gedächtnis), aber ich bin meiner Sache doch nicht so sicher, daß ich nicht glaubte, mir könne etwas entfallen sein. Hat mich doch schon John Clement, mein Famulus, sehr in Zweifel gestürzt (Du weißt, er war damals dabei - wie ich ihn denn zu jeder Unterhaltung zuziehe, aus der er



irgend etwas lernen kann; [...]); nämlich soviel ich mich erinnere, hat [Raphael] Hythlodæus erzählt, jene Brücke von Amaurotum über den Fluß Anydrus sei fünfhundert Schritt lang, mein John aber behauptet, zweihundert müsse ich abziehen: der Fluß sei dort nicht breiter als dreihundert Schritt. Bitte, besinne Dich doch einmal darauf. Stimmt Du mit ihm überein, so bin ich gleichfalls einverstanden und glaube, daß mich mein Gedächtnis trägt. Kannst Du Dich aber selbst nicht erinnern, so lasse ich stehen, was meine Erinnerung mir sagt. Denn so sehr ich besorgt bin, daß nichts Verkehrtes in dem Buche stehen soll, will ich doch in zweifelhaften Fällen lieber die Wahrheit verfehlen als bewußt unwahrhaftig sein; denn Tugend gilt mir mehr als Klugheit.

Allerdings wäre dieser Schaden leicht zu bessern, wenn Du Raphael selber fragen würdest, mündlich oder brieflich,<sup>23</sup>

Offensichtlich große Skrupel des Herausgebers hinsichtlich der Faktizität seiner Darstellung werden hier ostentativ als Faktizitätssignal thematisiert.

Aber dem Text der Stadtbeschreibung sind auch ikonographische Beglaubigungselemente beigegeben, eine Landkarte (Abb. 1) und eine gewissermaßen protokollierend-beglaubigende Abbildung der Überlieferungsszene (Abb. 2).

Nun zum zweiten Verfahren der Beglaubigungsprobe. Die zweite Nachfrage gilt dem *auctor*, dem Gewährsmann oder Urheber des Textes. Welches kommunikative Verhalten legt er gewöhnlich an den Tag? Zeigt die Erfahrung, daß er meist fabuliert, oder zeigt sie, daß er gewöhnlich fakten-treue Texte bietet?

Der schlaraffenländische Text aus der Zeit um 1300 ist anonym unter dem Titel *Wachtelmäre* überliefert, und der Baumstammtext wurde um 1560 ebenfalls anonym unter dem Titel *Der Finckenritter* gedruckt. Wir haben also keinerlei Informationen zu ihren Autoren. Über den Verfasser der Sperberburg ist wenigstens etwas bekannt. Er hieß Hans Schiltberger und sein Bericht geht auf »Erlebnisse und Erfahrungen als Sklave und Söldner in türkischer und mongolischer Gefangenschaft in den Jahren 1396-1427 zurück«. <sup>24</sup> Das meiste wissen wir wiederum vom Verfasser der Stadtbeschreibung, dem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebenden berühmten Gelehrten, Politiker und Humanisten Thomas Morus, also einem an sich seriösen Gewährsmann.

Die dritte Nachfrage bezieht sich bei der Beglaubigungsprobe auf die Publikation und Überlieferung des Textes. Ist der Text in einem auf Faktenvermittlung hin orientierten Kontext überliefert? Fürs Mittelalter könnte das z. B. heißen: wird der Text in einer Handschrift mit anderen vertrauenswürdigen Texten überliefert? Für die Neuzeit etwa: ist der Verlag seriös? Auf was läßt die Buchreihe schließen? Wer steht hinter der Veröffentlichung? usw.

Das mit anderen Texten in zwei Handschriften überlieferte *Wachtelmäre* steht hier in einem gewissen zweifelhaften Umfeld, weil die Kotexte der Handschriften größtenteils schwankhaft-heiter-ironischen Charakter haben. <sup>25</sup>



Abb. 1: VTOPIAE INSVLAE TABVULA. Holzschnitt von Amrosius Holbein, in: Thomas Morus, *Utopia*. Basel, Johannes Froben, 3. März 1518, fol. b2<sup>b</sup>.  
Abb. nach: *The Complete Works of St. Thomas More*. Vol. 4. Ed. by Edward Surtz / J. H. Hexter. New Haven, London 1965, 16.





Abb. 2: Gartenszene. Holzschnitt von Amrosius Holbein, in: Thomas Morus, *Utopia*. Basel, Johannes Froben, 3. März 1518, fol. d1<sup>a</sup>. Abb. nach: *The Complete Works of St. Thomas More*. Vol. 4. Ed. by Edward Surtz / J. H. Hexter. New Haven, London 1965, Plate II.

Die vierte Nachfrage richtet sich auf die Einschätzung anderer Rezipienten. Was sagen andere kompetente Rezipienten zu dem Text? Welchen Status schreibt man ihm gewöhnlich zu? usw. Es geht also um das, was man heute sein *image* nennt.

Thomas Morus hat den frühen Drucken seiner Schrift *Utopia*, die die Stadtbeschreibung enthält, mehrere Begleitschreiben aus der Feder berühmter Humanisten beigegeben: Widmungsbriefe des Gilles (Aegidius) an Busleyden (Buslidius), des Busleyden an Morus, des Erasmus an Froben, des Budé (Budaeus) an Lupset (Lupsetus), des Jean Desmarais de Cassel (Paludanus) an Gilles sowie Widmungsgedichte von Desmarais, Geldenhauer (Noviomagus) und Schrijver (Grapheus). Sie haben die übliche Funktion der Wertzuweisung und Beglaubigung, dienen also der positiven *image*-Verstärkung.

Die fünfte und wichtigste Nachfrage gilt eventuellen Kontrollquellen. Gibt es anders geartete Erkenntnisquellen, die die im Text gebotenen Informationen auf anderem Wege bestätigen?

Im Mittelalter waren solche Kontrollquellen gewöhnlich Texte aus anderer Feder. Daß das bei den jahrhundertelangen, teils dubiosen Abschreibetraditionen zu sehr ungewissen Einschätzungen führen mußte, versteht sich. Die historische Quellen- und Textkritik kämpft heute noch in vielen Fällen mit der philologischen Gewißheitsfrage. Durch die seit der frühen Neuzeit

etablierten neuen Naturwissenschaften sind inzwischen aber ganz andere Formen methodischer Kontrolle möglich geworden. Bei den hier als Beispiel gewählten Reiseberichten wäre das die messende und empirisch-naturwissenschaftlich arbeitende Geographie, die ihre Daten bei der Beglaubigungsprobe zur Verfügung stellen könnte. Bei Fragen historischer Faktizität, etwa der Frage nach der Faktizität der literarischen Welt Homers, die Schliemann ja bekanntlich in einer für seine Zeit sehr unorthodoxen Weise beantwortet hat, können heute alle Arten archäologischer Quellen herangezogen werden. Derartige Kontrollverfahren gehören heute zum Grundbestand der »historischen Methode«.<sup>26</sup>

Auf der Basis solcher methodischer Kontrollen wissen wir heute, daß allein Schiltbergers Sperberburgtext ein authentischer Reisebericht ist. Die mimetisch so überzeugend wirkende und mit großem Beglaubigungsapparat versehene Stadtbeschreibung dagegen, deren Name *Utopia* einer ganzen Literaturgattung den Namen gab, ist fiktiv.

Bei genauerem Hinsehen erweist sich aber sogar der Reisebericht Schiltbergers als Grenzfall. Im Verfasserlexikon kann man über ihn lesen:

Als »Erlebnis- oder Augenzeugenbericht« kann von Sch.s Text allenfalls der Rahmenteil gewertet werden. Der Reisetil ist unselbständig und schöpft weitgehend aus Vorlagen, nachweislich aus [dem fiktiven] Mandeville. Chronologische Unstimmigkeiten sprechen dafür, daß auch der chronikalische Teil zumindest partiell unselbständig ist. [...] Damit erweist sich die Stilisierung als Erlebnisbericht weitgehend als fiktionaler Rahmen zur Vermittlung von Buch- und Toposwissen.<sup>27</sup>

Diese Einschätzung war dem Mittelalter in dieser Form nicht möglich, sondern konnte erst durch die neuzeitliche Kontrollquellenprobe gewonnen werden.

#### 4. Resümee

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war das semiotische Faktum, daß Texte (aus welcher Art Zeichen sie auch immer bestehen mögen) Fakten vermitteln können, also Informationen über materielle oder geistige Realitäten der Welt (wir haben unterscheidend auch von Sach-Faktizität und Konzept-Faktizität gesprochen).<sup>28</sup> Texte können aber eben auch bloß fingieren, d. h. künstlich die Fiktion von außerhalb des Zeichensystems gar nicht existierender Realität erzeugen. Bei als authentisch präsentierten Reiseberichten war das immer ein Problem, und man hat sie bis in jüngste Zeit gern nach dem Grad »zunehmender Fiktionalität bei abnehmender Authentizität bzw. abnehmendem Realitätsbezug« sortiert.<sup>29</sup>

Unsere Frage war: Wie kann man erkennen, ob solch ein Text nun Fakten oder Fiktionen vermittelt? Der Rezipient kann, so haben wir gesehen,

eine Faktizitätsprüfung auf zwei Stufen vornehmen: Erstens, die *Möglichkeitsprobe*. Der Rezipient prüft, ob die Informationen des Textes seinem Sprach- und Weltwissen gleichermaßen entsprechen. Er kommt dabei zu Einschätzungen wie »glaubwürdig«, »möglich« oder »wahrscheinlich«, wie sie schon Aristoteles im 9. Kapitel seiner *Poetik* thematisiert hat. Die Texte können durch Fiktionalitätssignale auf der einen Seite und Faktizitätssignale (z. B. Quellenberufungen, Wahrheitsbeteuerungen, hoher Mimesisgrad usw.) auf der anderen Seite das Rezipientenurteil zu steuern suchen.

Weil aber eben auch alle noch so wahrheitsbeteuernden Faktizitätssignale fingiert sein können, führt eigentlich selten ein Weg an der zweiten Prüfungsstufe, der *Beglaubigungsprobe*, vorbei. Bei ihr konzentriert sich der Rezipient auf das pragmatische Umfeld. Im Mittelalter konnte man genauso wie heute prüfen, ob 1. dem Text Glaubwürdigkeitszeugnisse als Paratexte beigegeben sind, ob 2. der Autor als glaubwürdig einzustufen ist, ob 3. die Überlieferung auf Seriosität hinweist und 4. welches Image der Text hat.

All dies hat aber im Mittelalter letztlich doch nur begrenzte Sicherheit bezüglich der Faktizitätsfrage erlaubt. So konnte es beispielsweise dazu kommen, daß der auf authentisches Erleben zurückgehende Marco Polo-Reisebericht als Phantasieprodukt abgetan, der erfundene John Mandeville-Bericht dagegen als authentisch qualifiziert wurde.

Eine neue Qualität brachte für die Beglaubigungsprobe erst das fünfte Verfahren, die seit der frühen Neuzeit entwickelte methodische Kontrollquellen-Prüfung.

Aber auch dieses strengere Verfahren läßt – wie mein jetzt zu Ende gehender Vortrag – immer noch viele Fragen offen, denken Sie nur an das bereits erwähnte Schliemannsche Troja.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Roland Barthes, *Le discours de l'histoire* (1967), in: R. B., *Œuvres complètes*. T. II: 1966-1973. Ed. établie et présentée par Eric Marty. Paris 1994, 425. Zur Referenzialitätsproblematik bei fiktionalen Texten bzw. ihrer Aufhebung siehe Jens F. Ihwe, »Fiktion ohne Fiktionen. Nelson Goodmans Beitrag zur Aktualität ›nicht-existenter‹ und ›fiktionaler‹ Objekte«, in: *Zeitschrift für Semiotik* 9, 1987, 107-127.
- <sup>2</sup> Hayden White, *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt am Main 1990 (= Fischer Wissenschaft 7417), 8. (Engl. Original: H. W., *The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation*. Baltimore / London 1987, X).
- <sup>3</sup> Ulrich Knefelkamp, *Die Suche nach dem Reich des Priesterkönigs Johannes. Dargestellt anhand von Reiseberichten und anderen ethnographischen Quellen des 12. bis 17. Jahrhunderts*. Gelsenkirchen 1986, 107ff.

- <sup>4</sup> Hayden White (Anm. 2, 57) spricht vom »konzeptuellen Inhalt« (*conceptual content*) von Erzählungen.
- <sup>5</sup> Auf diesen Sachverhalt bezieht sich Roland Barthes' Bemerkung vom »Trugschluß der Referentialität« (Anm. 1), d. h. sachfaktischen Aussagen kann eine konzeptfiktionale Sinnordnung zugrundegelegt werden und umgekehrt.
- <sup>6</sup> So gesehen wird geschichtliches Erzählen »zur ›Botschaft‹ über einen ›Referenten‹ (die Vergangenheit, historische Ereignisse usw.), deren Inhalt sowohl aus ›Informationen‹ (die ›Fakten‹) als auch aus ›Erklärung‹ (die ›narrative‹ Schilderung) besteht.« (White (Anm. 2), 40-77, hier 56).
- <sup>7</sup> Vergl. Joachim Knappe, »Historie« in Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext. Baden-Baden 1984 (= *Saecula spiritalia* 10), 337.
- <sup>8</sup> Sigmund Freud, *Der Dichter und das Phantasieren* (1908 [1907]), in: F., *Studienausgabe*. Hrsg. von Alexander Mitscherlich / Angela Richards / James Strachey. Bd. 10: *Bildende Kunst und Literatur*. Frankfurt am Main 1989, 169-179, hier 171.
- <sup>9</sup> White (Anm. 2), 76.
- <sup>10</sup> Wachtelmäre, Strophe 4-6, vv. 39-61, ed. u. übersetzt von Eva Kiepe / Hansjürgen Kiepe, in: *Epochen deutscher Lyrik*. Bd. II. München 1972, 58f.
- <sup>11</sup> Text nach: Hans Schiltbergers Reise in die Heidenschaft. Nacherzählt von Rose Grassel. Hamburg o. J. [1950], 77. Originaltext: *Hans Schiltbergers Reisebuch*. Hrsg. von Valentin Langmantel. Tübingen 1885 (= *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart CLXXII*), 55.
- <sup>12</sup> Ebd., 78. (Original 56).
- <sup>13</sup> Deutscher Text aus Thomas Morus, *Utopia*. Übertragen von Gerhard Ritter, mit einem Nachwort von Eberhard Jäckel. Stuttgart 1964, 64-67. Originaltext in: *The Complete Works of St. Thomas More*. Vol. 4. Ed. by Edward Surtz / J. H. Hexter. New Haven / London 1965.
- <sup>14</sup> Originaltext: Finckenritter, *Vierte Tagereise* (Z. 102-113), ed. Joachim Knappe, in: *Philobiblon* 35, 1991, 134-144.
- <sup>15</sup> Peter Kuon, *Utopischer Entwurf und fiktionale Vermittlung. Studien zum Gattungswandel der literarischen Utopie zwischen Humanismus und Frühaufklärung*. Heidelberg 1986 (= *Studia Romanica* 66), 96.
- <sup>16</sup> Vergl. auch das Kapitel »Semantisierung von Räumen durch ›Wunder‹« bei Bernhard Jahn, *Raumkonzepte in der Frühen Neuzeit. Zur Konstruktion von Wirklichkeit in Pilgerberichten, Amerikareisebeschreibungen und Prosaerzählungen*. Frankfurt am Main u. a. 1993 (= *Mikrokosmos* 34), 109ff.
- <sup>17</sup> Zum Begriff »mental map« vergl. Joachim Knappe, *Topographie des Heils und räumlicher Weltordo im 12./13. Jahrhundert (Pilatus-Vita und Ebsterfer Weltkarte)*, in: Dietrich Huschenbett / John Margetts (Hrsg.), *Reisen und Welterfahrung in der deutschen Literatur des Mittelalters. Vorträge des XI. Anglo-deutschen Colloquiums 11.-15. September 1989, Universität Liverpool*. Würzburg 1991 (= *Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie* 7), 141-161, hier 145ff. und Jahn (Anm. 16), 11ff. – Die Ebsterfer-Karte wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört, es gibt aber eine Reihe von Reproduktionen, mit denen man nach wie vor arbeiten kann, zuletzt in: Hartmut Kugler (Hrsg.), *Ein Weltbild vor*

Columbus. Die Ebstorfer Weltkarte. Interdisziplinäres Colloquium 1988. Weinheim 1991.

- <sup>18</sup> Vergl. dazu Hayden White, der die Logik zum entscheidenden narrativen Kohärenzkriterium bei »historischen« Erzählungen erklärt. (White (Anm. 2), 56.
- <sup>19</sup> Kuon (Anm. 15), 119ff.
- <sup>20</sup> Zur Fiktionalitätsproblematik vergl. u. a. auch Ludwig Stockinger, *Ficta Respublica*. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen zur utopischen Erzählung in der deutschen Literatur des frühen 18. Jahrhunderts. Tübingen 1981 (= Hermea N. F. 45); Kuon (Anm. 15); Wolfgang Braungart, *Die Kunst der Utopie. Vom Späthumanismus zur frühen Aufklärung*. Stuttgart 1989.
- <sup>21</sup> Gérard Genette, *Paratexte*. Frankfurt am Main, New York 1989, 12. (Frz. Orig.: G. G., Seuil. Paris 1987).
- <sup>22</sup> Morus (Anm. 13), 9.
- <sup>23</sup> Ebd., 10f.
- <sup>24</sup> Hans-Jochen Schiewer, »Hans Schiltberger«, in: *VL* 8, 1992, Sp. 675-679, hier Sp. 675.
- <sup>25</sup> Zur überliefernden Kalocsaer Handschrift siehe Konrad Zwierzina, *Die Kalocsaer Handschrift*, in: *Festschrift Max H. Jellinek*. Wien / Leipzig 1928, 209-232. Zum Wiener Codex 2885 siehe Hoffmann von Fallersleben, *Verzeichnis der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien*. Leipzig 1841, 93-101.
- <sup>26</sup> White (Anm. 2), 41.
- <sup>27</sup> Schiewer (Anm. 24), Sp. 678.
- <sup>28</sup> Vergl. auch die Unterscheidung von »semiotischen und faktenbezogenen Urteilen« bei Umberto Eco: *Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen*. München 1987, 211ff.
- <sup>29</sup> Renate Scholz, *Reise-»Literatur« im Spannungsfeld von Authentizität und Fiktionalität*, in: *Die Fürstliche Bibliothek Corvey. Ihre Bedeutung für eine neue Sicht der Literatur des frühen 19. Jahrhunderts*. Beiträge des 1. Int. Corvey-Symposiums 25.-27. Oktober 1990 in Paderborn. Hrsg. von Rainer Schöwerling / Hartmut Steinecke. München 1992 (= *Corvey-Studien* 1), 351-360, hier 352.

MARKUS HEILMANN

## »Wirkliche« und »künstliche« Refugien am Ende der Aufklärung

Literarische Entwürfe in Autobiographie und Märchenovelle  
(Rousseau, *Les Confessions*; Tieck, *Der Runenberg*)

Mit dem Ende der Aufklärung verhält es sich nicht anders als mit dem Ende der Literatur oder dem Ende des Subjekts: Es will kein Ende nehmen. Und doch läßt sich, bekanntlich, das Ende der Aufklärung datieren, und zwar nicht zuletzt auf bestimmte Texte, darunter diejenigen Jean-Jacques Rousseaus und die der Frühromantik. – Dieser Zwiespalt sagt etwas über unsere, »nach-aufklärerische« Situation: Jede/r ist selbst gefordert zu entscheiden, was und wieviel vom aufklärerischen oder aufklärungskritischen Gedankengut heute noch gelten und was davon abgetan sein soll. Während die Aufklärungskritiker nach einer Lösung, einem Ausweg aus spezifischen Zwängen einer sie betreffenden Weltkonstruktion, suchten, können wir die Lösungsvarianten, die dabei erprobt wurden, überblicken. Jene mußten Strategien, um über die Welt der Aufklärung hinauszukommen, nach und nach und in Auseinandersetzung mit anderen Vorschlägen erarbeiten. Uns stehen diese Strategien *gleichzeitig* zu Gebot.

Auch unsere Einstellung gegenüber den Refugien, die aus dem Unbehagen in der Aufklärungs-Kultur heraus gesucht und gefunden wurden, Räumen zum Rückzug oder zum Auszug aus der aufklärerischen Welt, kann daher nur – in der geschilderten Weise – zwiespältig sein. So sind die beiden Rückzugs-Projekte, auf die ich eingehen werde, evolutionär aufeinander bezogen: Der zweite Entwurf (das Refugium des Runenbergs) setzte den ersten (das Refugium der Petersinsel) voraus; damit der zweite Entwurf vorgelegt werden konnte, mußte einst die Problematik, die den ersten prägt, reflektiert worden sein. Vorwegnehmend und vereinfacht gesagt: Die Petersinsel sollte als ein wirklicher Ort genommen werden und war dabei, so wie Rousseau diesen Ort in seiner Autobiographie rekonstruierte, doch schwindelerregend künstlich. Der Runenberg, in der gleichnamigen Erzählung Ludwig Tiecks, war dann (bereits) als ein künstlicher Ort konzipiert – und wurde dabei erschreckend wirklich. Uns ist es nun wiederum möglich, beide Rückzugs-Wege nebeneinander zu betrachten und zu verfolgen. Diese Möglichkeit sollte (gefälligst) genutzt werden: damit wir, wenn wir uns in heutigen Refugien (vor dem Fernseher, im Urlaub, im Internet etc.) aufhalten, *nicht unvorbereitet* dem Künstlichen begegnen, wo wir erwarteten, Wirklichkeit zu erfahren – und umgekehrt.